

## Zum 90. Geburtstag Leonhard Franks

Leonhard Frank, am 4. 9. 1882 in Würzburgs Mainviertel als Sohn eines Schreineres geboren, ist zeitlebens nicht von dieser Stadt losgekommen. Sie war, auch nach ihrer Zerstörung, der Schauplatz seiner Empfindungen und Erinnerungen. Fast 32 Jahre alt, hatte er sich seine Jugend unter einem despotischen Lehrer und einem schikanierenden Lehrherrn, die Sehnsüchte und Ideen der Jugend um die Jahrhundertwende vom Leibe geschrieben, nachdem er sich als Tüchner, Chauffeur, Krankenwärter und Kunstmaler in München durchgeschlagen hatte. Die „Räuberbande“, in Berlin unter schwierigsten Umständen niedergeschrieben, war Satz um Satz so abgefaßt, daß der Leser sah und hörte, was der Autor ihm in gedrängter Sprache vorrückte. Im „Ochsenfurter Männerquartett“ (1927) und in „Von drei Millionen drei“ (1932) zeichnete er die Schicksale seiner Altersgenossen in die Inflation und Arbeitslosigkeit hinein vor der Folie Würzburgs, dessen zerstörtes Abbild noch für „Die Jünger Jesu“ (1949), die Enkel der „Räuberbande“, Schauplatz wurde.

Das Leiden unter übermächtiger Autorität, inhumaner Unterdrückung wird zum Widerstand gegen Militarismus und Krieg. Unter dem Verdacht, ein französischer Spion zu sein, nachdem er einen Kriegshetzer gohrfeigt hatte, flieht er nach Zürich, wo sein Antikriegsbuch „Der Mensch ist gut“ entsteht, das ihm 1933 vorgerechnet wird. Nach der Rückkehr 1918 entstehen nach erneuter Übersiedlung von München nach Berlin u. a. sein sozialistischer Versuch „Der Bürger“ und das Heimkehrerdrama „Karl und Anna“, das noch nach dem 2. Weltkrieg zu heftigen Diskussionen Anlaß gab. Es gab Preise (Kleistpreis) und Ehrungen (Preußische Akademie), es gab Ansehen und Einnahmen (UFA-Drehbücher), aber im Grunde war er Einzelgänger mit eigenwilligen Ansichten vom Menschlichen, vom Sozialen. Da er Deutschland nicht mit dem Nationalsozialismus gleichsetzen wollte, für Blut- und Bodenschreiber untauglich war, floh er zum zweiten Mal nach Zürich und wurde 1934 ausgebürgert. Von seinen Lesern abgeschnitten, in London und Paris „sprachlos“ und unbehaust in fremder Welt, wurde er 1939 interniert und konnte 1940 im letzten Augenblick aus einem bretonischen Lager fliehen, als es von der Wehrmacht übernommen wurde. Über Marseille und die Pyrenäen floh er ohne Visa, das ihm wegen mangelnden Entlassungsscheines vorenthalten wurde, nach Lissabon, wo ihn das von Präsident Roosevelt gegründete Rettungskomitee für europäische Wissenschaftler und Künstler nach Hollywood brachte. Hier war er, Tür an Tür mit Heinrich Mann, als Filmlektor tätig, sah eines Tages eine Krawatte im Schaufenster, die ihn inspirierte, die „Deutsche Novelle“ zu schreiben, die, in Rothenburg angesiedelt, noch einmal die explosive Enge zeigte.

Erst 1950 kam er nach Europa, in das plötzlich zweigeteilte Deutschland zurück, fühlte sich von seiner Heimatstadt abgelehnt, siedelte sich in München an, in Schwabing, wo er einst sich durchgehungert hatte. Hier entstand 1952 seine Autobiographie „Links wo das Herz“ ist, die, neun Jahre vor seinem Tod geschrieben, klar und ungefärbt sein Leben aufzeigt, ein schwieriges und entbehrensreiches am Rande zweier europäischer und deutscher Katastrophen, das Frank aus erster Hand zeigt, das Sie lesen sollten, um diesen eigenwilligen Kosmopoliten, Pazifisten und Menschen kennenzulernen.

## Die Frankenwaldflößer

Die Tracht der Frankenwaldflößer, „Montur“ genannt, war sommers eine lange, grobe Leinen- oder Drillichhose mit ebensolcher Weste. Das Hemd war von etwas dünnerem selbstgesponnenen Leinen, dazu ein rotes Halstuch. Die Füße steckten in handgestrickten Socken aus Schafwolle und Stiefeln oder Schnallenschuhen aus derbem Rindsleder. Eine dunkelblaue Kappe mit einem „Glückssträußle“ war die Kopfbedeckung. Für den Nachhauseweg oder in's Wirtshaus zog der Flößer ein dunkelblaues Goller mit vielen Perlmutterknöpfen über. Winter's brauchte er ein baumwollenes Flanellhemd und eine dicke, lange Unterhose, mit Bändchen um die Knöchel gebunden und darüber die „Marschestera“, wie die Kordsamthose genannt wurde. Je nach den Ortschaften, aus denen sie kamen, in schwarz, braun oder blau. Unter der dunkelblauen „Juppn“ (Joppe), eine Art kniefreier Mantel (damit er beim arbeiten nicht stört) noch eine dickgestrickte graue Wollweste, genannt Kauber, für die „Raas“ (das ist die weite Floßfahrt auf Main und Rhein) wurden die „Baasocken“ getragen: „Baasocken“ deshalb, weil die aus dickgesponnener Schafwolle handgestrickten langen Strümpfe über die Manchesterhose bis weit über's Knie gezogen wurden. Bekanntlich läuft, wie bei der Trockenwolle, ein Teil des Wassers rasch ab, der Rest verdampft am Bein und – wärmt dadurch. Bis zum Arbeitsplatz und wieder nach Hause zurück oder in's Wirtshaus war der Floßhaken, eine über den Kopf hinausragende geschulterte armdicke Stange, mit dem handgeschmiedeten schweren Floßhaken an ihrer Spitze, der Begleiter. Beim Wirtshausbesuch mußte er vor der Türe gelassen werden.

Sonntags ging der Floßherr und der Flößer in blauem Schoßfrack mit goldenen oder silbernen Knöpfen und gestickter Samtweste mit Uhr und Kette einher. Das weiße Staatshemd hatte breite, nicht ungebügelte Falten, mit Umlegkragen und langer, schmaler Schlaufenkrawatte. Zur dunkelblauen oder schwarzen Kniebundhose aus Kordsamt trug der Flößer weiße Kniestrümpfe und Schnallenschuhe (mit Schuhwiche und viel Spucke auf Hochglanz poliert). Seine Kopfbedeckung war ein überhoher, schmalkrempiger Zylinder, an dessen Hutband ein kleines, blauweißes Nußhäherfederchen seitlich angesteckt war. Das goldene Plättchen mit dem eingravierten Anker im rechten Ohr des Floßherrn und das goldene Ringchen im Flößerohr sollten ihre Träger vor dem sogenannten „bösen Blick“ bewahren.

Die Frankenwäldlerin trug früher, sehr selbstbewußt, eine vollbestickte weiße Haube. Sie zu stecken, bedeutete allein schon ein Kunststück. Zwei Frauen wurden benötigt, um sie am Kopf der Trägerin zu fälteln und zu stecken. Junge Mädchen trugen weder Haube noch Kopftuch. Diese waren den verheirateten Frauen vorbehalten. Die Braut trug einen grünen runden Kranz aus gefärbten Wachsbblumen. War ein Mädchen bereits Mutter, endete der Kranz als Halbrund hinter den Ohren. Die verheiratete Frau band sich den Hoder, ein Kopftuch (auch Houdela genannt) um den Kopf. Ein anliegendes, weit ausgeschnittenes Leibchen mit vorne und rückwärts übereinandergehenden Zipfeln ließ das gefältelte Hemd mit langen Ärmeln sehen. Aus Sparsamkeitsgründen war es aus zweierlei Stoff und Qualität, oben bis zur Taille dünnere Leinwand, der untere Teil grobes selbstgesponnenes Leinen. Es war dies

Hildegard Schlemmer

Laterne des Friedens

Zünde sie an  
am Abendstern  
hinter  
Nachtüren  
der Hoffnungslosigkeit  
noch  
während  
die kleine Stille  
zwischen Ebbe und Flut  
Gedanken  
auf Milchstraßen  
spazieren trägt.

kein vergnügliches Tragen, hauptsächlich wenn der Tragkorb auf dem Rücken gehuckelt war. Es drückten dann die sogenannten Ougen (Knötchen von schlechtgewebtem Flachs) in die Haut. Über das Hemd waren 2 bis 3 Unterrocke gebunden. Im Winter kam wegen der Kälte noch ein wollabgesteppter hinzu. Später, als man kultivierter wurde, zogen die Frauen zusätzlich auch Beinkleider, die sogenannten „Stehsächer“, dazu an. Sie waren wadenlang, offen, mit viel Rüschen oder Spitzen besetzt. Der Oberrock war meist aus Blaudruck, mit mancherlei eingewebten kleinen weißen Mustern oder Streifen. Zur Kirche oder zu einer Feier gingen die Frauen im dichtgefälten grünen, blauen oder weinroten Rock, dessen vier Meter Weite am Bund bis zu 200 tiefe Fältchen plissiert wurde. Eine breite reinseidene Borde zierte in Handbreithöhe unten den Rock. An besonders langen Röcken war am Rocksaum jeweils eine Besenborde angenäht, als eine Art Straßenstaubfänger. Daheim waren die sogenannten „Schlapper“ als Pantoffeln, zum Ausgang und Staat Schnallenschuhe im Gebrauch.



Die abgebildeten Trachtengruppen wurden von der Verfasserin für das Kronacher Museum selbst hergestellt.